

### 3.2 Literaturdidaktik: Den poetischen Raum zur Erfahrung bringen

[...] Ich konzentriere mich unter Bezug auf meine Thesen in 2.2 [s.u. im Anhang] ganz auf die durchaus philosophisch zu verstehende Frage, wie und warum Spracherfahrungen in der Begegnung mit Literatur Räume zur Kultivierung der Perspektive des Anderen schaffen. Fachsprachlich formuliert lasse ich mich insofern nicht ein auf Ebenen der sog. erzählten Welt, sondern lediglich auf die sprachliche Ebene des sog. Erzählvorgangs. Zudem beschränke ich mich ganz auf Beispiele aus der sog. Kinder- und Jugendliteratur und dies auch nur im Sinne einiger Anstöße geeigneter Bücher, nicht in Entfaltung konkreter unterrichtlicher Umsetzungen.

[... ..]

2. Ein zweites Beispiel thematisiert dieses Eintauchen in Sprache noch differenzierter, insofern hier gelingende von nicht gelingenden Formen des Eintauchens unterschieden werden. Diese Lese-Perspektive auf Goethes **Zauberlehrling** anzuwenden, mag auf den ersten Blick überraschen. Doch weder die Zaubereien des Hexenmeisters noch die des Zauberlehrlings haben in ihrer Tiefe etwas mit den in der Zauberei üblichen Sinnestäuschungen oder gar realen, die Naturkräfte überwindenden Techniken zu tun. Thema nicht nur des Gedichts, sondern auch der in ihm thematisierten Zauberei ist auch von Goethes Text her die Sprache: Zauber gründet sich auf die „Wort' und Werke“, die verbunden mit der zauberischen „Geistesstärke“ jene in der Zauberei inszenierten „Wunder“ tun (Goethe&Wilharm 2006). Aber auch der Gegenstand der Zauberei scheint die Sprache selbst zu sein, denn was anders ergießt sich wie fließendes Wasser „mit reichem, vollem Schwall“ überall hin: Es ist letztlich die nicht recht verwendete Sprache, die hier dem armen Lehrling zu „entsetzlichen“ Sprach-Flüssen, –Ergüssen, –Strömen und –Gewässern enträt. Das rechte „Wort“, so heißt es dann ausdrücklich, ist vergessen, und erst der Meister, der Sprache bedacht „zu seinem Zwecke“ zu gebrauchen versteht, kann das Unglück wieder stoppen. Hexerei geschieht mithin in und durch Sprache, aber auch ihre Bannung, als hätte Wittgensteins oben (3.1) zitiertes Diktum antizipatorisch Pate gestanden: „Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (1953, 109). Unsere Vermutung, das „durch“ so zu verstehen, dass Sprache nicht nur verhext, sondern auch das geeignete Mittel gegen die Verhexung ist, wird für den **Zauberlehrling** unter-



stützt durch die geniale bildnerische Ausdeutung durch Sabine Wilharm, die sich als Zauberzeichnerin bereits mit den deutschen Einbandsgestaltungen der *Harry-Potter*-Bände einen Namen gemacht hat: Wenn sich zu Beginn des Goethe-Textes „der alte Hexenmeister ... einmal weg begeben“ hat, sehen wir im Bild deutlicher, was passiert ist: Das Haus ist aus den Fugen geraten, selbst der erhöhte Lesestuhl ermöglicht keinen wirklichen Einblick in das doch

offen auf dem Pult liegende Zauberbuch. Und warum? Im linken Bildrand sehen wir den Hexenmeister gerade noch davonfliegen. Er hat, so die Deutung von Wilharm auf ihren beiden ersten, dem Text vorgelagerten wortlosen Bildern, ein anderes Buch mitgenommen, das Buch offensichtlich, wie zu lesen sei, das Buch, das von jener „Geistesstärke“ spricht, die der Lehrling auch ohne den Meister zu haben glaubt. Der eigene Wille aber reicht nicht; ohne das Deutebuch ist das Zauberbuch nur ein Gewirr von Zetteln und Zeichen, in dem der Zauberlehrling sich nicht nur nicht zurechtfindet, sondern in das er, so unser Bild, auch gar nicht mehr hineinschaut, wohl weil sein Grund, das lebendige Sprechen verloren gegangen ist. Und so schaut der Lehrling sprachverloren uns, die Betrachter an, als wolle er fragen: Sag doch was dazu. So ist das Haus der Sprache bzw. die Sprache als „Haus des Seins“ (Heidegger 1949, 52) sichtbar dabei zusammenzuberechnen. Und die Lösung? Auch dafür bietet Wilharm ein eindrückliches wortloses Bild. Sie schließt das Buch nicht mit dem Herbeikommen des Meisters nach den letzten Sätzen des Goethedichts, sondern mit einem Bild vom auch uns anregenden gemeinsamen Studium der Bücher durch Meister und Lehrling, der lesend, verstehend und deutend in das Buch hinein geht. Meister und Lehrling sind uns abgewandt, ganz in das uns als Mitleser noch verborgene Buch vertieft; - das müssen auch wir je selbst tun, so lautet wohl die pädagogische Botschaft dieses Bilds: Pures technisches Buchstaben- und Wörter-Lesen reicht nicht aus, rein subjektiv bleibende Rezeptionshaltung führt gar zur Katastrophe, allein das Perspektiven wechselnde, andere Lesarten und das Buch selbst als Anderwelt ernst nehmendes Lesen und das deutende Spiel mit der Sprache des Gelesenen führt zu der immer wieder angemahnten Lesekompetenz.



3. Ebenfalls Sabine Wilharm ist es, die das nach meinem Urteil beste Sprachlernbuch der letzten Jahre auf der Ebene des Bilderbuchs zu Papier gebracht hat, also für Leseanfänger. Der Inhalt ist zunächst schlicht: Lutz, Butz, Mats und Fratz wollen sich an einem heißen Tag „**Zum Strand**“ aufmachen um zu schwimmen (Lakin & Wilharm 2007). Für diesen Weg müssen aber nicht nur die notwendigen Utensilien gepackt und die Reise bedacht werden, sondern dieses Bedenken muss auch artikuliert werden, in sagbaren Worten und zum Merken auch in geschriebenen Wörtern. Und dabei können die kleinen Zuhörer und Betrachter nicht nur die Buchstaben für die vorgelesenen Wörter entdecken und somit spielerisch, ohne Zwang zur Entzifferung lernen, dass Gesprochenes in Geschriebenem festgehalten werden kann. Das Besondere dieses Buchs ist, dass (nicht nur) Kinder sich auch darauf einlassen müssen, sich in Wörter und Worte als Anderes hinein zu begeben, um zu verstehen. Verstehen ist ein Prozess, ein Weg in andere Welten, wie der der vier Protagonisten zum Strand. Die dazu

»SCHWIMMEN?«

geschriebenen Wörter geraten darum ganz wörtlich in Bewegung, oft in eine, die der Bedeutung des Wortes angepasst ist, denn wie sollte man sonst das „Schwimmen“ festhalten wenn nicht in schwimmender Wellenform (Abb). Aber noch mehr, sie geraten so in Wallung, dass zugleich auf die Möglichkeiten und Grenzen der Sprache reflektiert wird (s.o. These 2 in 2.3), und das hier nun durch Bilder, die eindrücklicher als das schlicht geschriebene Wort jene Verhexung durch Sprache wie auch den sprachlichen Ausweg

aus der Verhexung zur Erfahrung bringen: Die Buchstaben unserer Schriftsprache, das sehen wir hier ganz sinnlich, sind nicht abgemalte Wirklichkeit, sondern abstrakte Zeichen, die zwar auf Wirklichkeit verweisen, aber in einer Wirklichkeit wie auch unseren Bezug auf Wirklichkeit zugleich reflektierenden Form. Erst wer das versteht,



kann eigentlich lesen, kann das in geschriebener Sprache Formulierte als das begreifen, was es ist. Diese hier in theoretischer Form kompliziert formulierte These ist durch Bilder auch jüngeren Kindern auf einer unmittelbar sinnlichen Ebene erfahrbar<sup>1</sup>: In Realisation der hier in ein Bild gefassten Bewegung von Sprache werden aus Wörtern Worte, erhalten ihre Bedeutungen einen Sinn.

[Anhang aus 2.2:]

## 2.2 Sprachverstehen

„Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.“  
(Gadamer: *Wahrheit und Methode*, 450)

Voraussetzung für die Beantwortung der Aufgabe nach der geforderten Kultivierung von Andersheit ist es, nach dem Menschsein des Menschen zu fragen, genauer nach dem, wodurch der Mensch zu jener „inneren Bildung der Denkungsart“ in der Lage ist, zur subjektiven Realisierung des Anspruchs, sein Leben eigenständig zu gestalten, zu kultivieren. Woran genauer ist dieses eigentümlich Menschliche festzumachen? Die Beantwortung dieser Frage wird uns zur Erläuterung des Elements *Sprache* führen.

1. Kant beantwortet die Frage nach dem Menschsein des Menschen mit einem kurzen Satz, dass nämlich

„der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins [erg.: hinaus] geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe und keiner anderen Glückseligkeit oder Vollkommenheit teilhaftig werde, als die er sich selbst frei von Instinkt, durch eigene Vernunft, verschafft hat“ (Kant 1784, 390f.).

Damit wird pointiert die die Zeit der Aufklärung bestimmende Idee von der Eigentätigkeit des Menschen formuliert. Das Element *Sprache* wird hier scheinbar nicht thematisiert. Als tragenden Begriff nennt Kant vielmehr die Vernunft als Organ jener von uns gesuchten Eigentätigkeit. Für die Aufklärung neu ist der Gedanke einer auch sozialen, politischen und vor allem religiösen Autonomie. Die These aber von der eigentätigen Vernunft als besonderem Kennzeichen des Menschen galt bereits in der Antike. Der von Platon überlieferte Protagoras-Mythos (Prot 320d ff.) bringt das eindrücklich ins Bild und verdeutlicht zugleich den Zusammenhang von Vernunft und Sprache: Prometheus und Epimetheus ist von Zeus die Aufgabe übertragen, die Lebewesen zu erschaffen und sie mit den überlebensnotwendigen

<sup>1</sup> Diese These ist der heuristische rote Faden meines Buchs *Kann ein Hering ertrinken. Philosophieren mit Bilderbüchern* (Weinheim: Beltz 2004 u. 2007), in dem ich dazu anleite, über die Erschließung von Bildern aus insgesamt über 50 Bilderbüchern die wichtigen philosophischen Fragen zu stellen und zu formulieren. – In meinem Beitrag „Kann man das nicht einfacher sagen? – Probleme des Verstehens philosophischer Texte“ (in: R.Olsen&H.B.Petermann&J.Rymarczyk (Hg.): *Intertextualität und Bildung – didaktische und fachliche Perspektiven*. Frankfurt a.M.: P.Lang 2006, 259-280) habe ich diesen Unterschied zwischen unmittelbarem ästhetischen Verstehen und diskursivem begrifflichen Verstehen diskutiert.

unterschiedlichen Eigenschaften auszustatten. Schließlich sind alle Güter wie Schnelligkeit, Langlebigkeit oder auch Spitzfindigkeit, Gefährlichkeit an die Tiere verteilt. Nur für den Menschen bleibt nichts mehr übrig, weil Epimetheus, der übereilt ohne Vorüberlegung Tätige und nur im Nachhinein Denkende, den Menschen schlicht vergessen hat. Deshalb muss er seinen Bruder Prometheus, den Vorausdenkenden, hinzuholen. Der nun stiehlt der Göttin Athene die Weisheit und dem Hephaistos die Technik, damit umzugehen und fürs Leben anzuwenden, das Herdfeuer, und gibt dies dem Menschen, quasi als Ersatz für seine fehlenden Naturfähigkeiten. Mit diesen göttlichen, also zur Selbsttätigkeit ermächtigenden Kunst-Gaben aber wird, so der Mythos weiter, der Mensch erst das, was er ist:

„Da nun aber der Mensch göttlicher Vorzüge teilhaftig geworden, hat er auch zuerst, wegen seiner Verwandtschaft mit Gott, das einzige unter allen Tieren, an Götter geglaubt, auch Altäre und Bildnisse der Götter aufzurichten versucht, dann bald darauf Töne und Worte mit Kunst zusammengeordnet, dann Wohnungen und Kleider und Beschuhungen und Lagerdecken und die Nahrungsmittel aus der Erde erfunden.“ (Prot 322a)

Der Mensch lebt und überlebt fortan nicht einfach nur, sondern führt sein Leben, darf, ja muss es auch eigenständig gestalten. Und zu dieser Kunst der Lebensführung, zu den Kulturgütern also, gehört, das ist das Interessante dieser Überlieferung, auch die Sprache, die der Mensch im Unterschied zur Lautbildung nicht von Anfang an hat, sondern die eine Form erworbener, aber den Menschen wesentlich bestimmender Lebensgestaltung darstellt. Insofern gilt Sprache gilt schon von Alters her als ein Indiz für Menschsein.

2. Platon benutzt in diesem Mythos freilich nicht den Begriff *Sprache*, sondern spricht von der Fähigkeit, Laute und Worte zusammenzuordnen. Genau das aber ist die Basis für Sprache; das ist dem eben zitierten Text zu entnehmen: Das Ordnen betrifft zunächst nicht nur *phonêmata* (Laute), sondern auch *onómata*, eigentlich Namen, also einzelne Wörter, die im Unterschied zu bloßen Verlautbarungen etwas nicht nur bezeichnen, sondern auch begrifflich festhalten. Diese Wörter aber werden geordnet, wörtlich gliedernd gestaltet (*diarthroein*), oder verständlich ausgesprochen, wodurch aus Einzel-Wörtern Worte und sinnvolle Sätze werden. Im Unterschied zur animalischen und natürlich vorgegebenen Lautbildung ist der Mensch dazu selbsttätig fähig durch jene ihm von Prometheus vermittelte göttliche Weisheit (*sofia*) und Kunst (*techné*). Diese komplexe Fähigkeit meinten die alten Griechen, wenn sie, namentlich Aristoteles in seiner *Politik*, vom Menschen als dem *zoon logon echon* gesprochen haben. Der Begriff *Logos* beinhaltet jenes Mehrdimensionale, zunächst (1) die faktisch gesprochene Sprache, also der schlicht benennende Bezug auf etwas, dann aber (2) auch die Sprache als Form dieses Bezugs, eine Ebene jener eben mit Kant skizzierten Kultivierung; von da her erschließt sich (3) der Sinn, vom Menschen als denkendem, also sich auseinandersetzendem Wesen zu sprechen, was genauer meint, dieses Denken auch benennen zu können, durch den Logos als das klare Wort, den Begriff also; und schließlich (4) als letzte und zusammenfassende Ebene gewinnt im Zusammenspiel dieser Ebenen ein Wort auch einen Sinn, der Orientierung bietet für das Leben. Diese Bedeutungen: ausgesprochenes Wort, Sprache, Denken, Sinn, gehen in das Wort *Logos* ein.<sup>2</sup> Eben darum ist Sprache als dieser Logos nicht nur ein Hinweis, sondern der direkteste Ausdruck von Menschsein: Was wir sind, sind wir dadurch, dass das, was ist, und das, was wir selbst sind, nicht einfach schlicht ist und nicht einfach schlicht stattfindet, sondern es ist, was es ist, nur indem wir uns damit auseinanderzusetzen, es in Sprache fassen. Und diese Versprachlichung leistet der Mensch eigentätig und gestaltet, ja erfindet so sein eigenes Leben. Das meinte Herder, wenn er einige Jahre vor Kant die freie Selbsttätigkeit des Menschen als „erstes Naturgesetz“ am „Erfinden“ und an der „Fortbildung“ der Sprache festgemacht hat: „Erfindung der Sprache ist dem Menschen so natürlich, als er ein Mensch ist“ (Herder 2001, 32, 35, 80, 86). Wir Menschen leben nicht einfach daher oder vegetieren, sondern, wie Heidegger sagte, wir ek-sistieren, d.h. wir treten ins Dasein hinaus. Und die Form dieses Ins-Dasein-Hinaustretens, dass wir nicht nur leben, sondern unser Leben leben und erleben, ist die Sprache (vgl. Heidegger 1949, 16ff).

---

<sup>2</sup> Die in der Sprachwissenschaft unter Berufung auf De Saussure übliche Differenzierung von *parole* als konkreter Sprachhandlung, *langue* als Sprachsystem und *langage* als durchs Denken mögliche Sprachfähigkeit ist insofern keine Neuentdeckung des 20. Jahrhunderts.

3. Als konzeptionellen Rahmen für meine weiteren Überlegungen würde ich dieses komplexe Verständnis von Sprache in einer These wie folgt festhalten wollen:

Sprache ist nie nur denotativ, nie bloß eine Technik zur Bezeichnung von Dingen oder Verhältnissen, Sprache ist immer auch *Kunst*, die unser Verhältnis zu Wirklichkeit gestaltet und damit ihrerseits Wirklichkeit schafft.

Das ist im Sinne von Kriterien zur Beurteilung von Sprache dreifach zu differenzieren:

- (1) Auf einer ersten Ebene heißt das: Sprache ist *dianoetisch*, auf Verstehen aus. Denn Sprache ist nicht nur bezogen auf Wirklichkeit, sondern greift in sie ein, und zwar so, dass sie Wirklichkeit in erster Linie weder sinnlich erfassen noch sie handelnd verändern will; sie will sie vielmehr verstehend durchdringen. Gute Sprache leistet das durch Entfaltung des ganzen Reichtums ihrer sprachlichen Formen, mit denen Wirklichkeit differenzierend a) benannt, b) geordnet und c) zum Gegenstand der Auseinandersetzung gemacht wird.
- (2) Eine zweite Ebene liegt in den Konsequenz der ersten: Sprache ist *reflexiv*. Schon in ihrem alltäglichen Gebrauch gerät sie immer wieder an die Grenze, etwas sprachlich nicht vollkommen fassen zu können. Bewusst gesetzt weiß sie auch um diese Grenze, und gerade als Kunst reflektiert sie auch explizit auf ihren originär sprachlichen Bezug auf Wirklichkeit und bietet insofern ihren Hörern und Lesern die Möglichkeit zu verstehen, warum sie so und nicht anders spricht.
- (3) Drittens ist festzuhalten: Sprache ist *konkret*. Das meint zunächst, sie bindet sich bei allem Anspruch an das, was sie zu sagen hat; sie geht weder abstrakt über Wirklichkeit hinweg noch breitet sie sich rein dekorativ über sie aus. Doch konkret ist sie vor allem aus einem anderen Grund: Gute Sprache muss sich zwar am Horizont der durch sie beschriebenen Wirklichkeiten wie auch am Horizont der sie rezipierenden Leser orientieren und verständlich sein; doch spiegelt sie weder Wirklichkeit noch Verstehen abziehbildlich bloß wieder, vielmehr entfaltet sie einen *eigenen Raum* der Erfahrung von Wirklichkeit.